

Neue Freie Presse

Morgenblatt.

Wien, Donnerstag, den 6. April 1933.

Feuilleton.

John Quincy Adams.

Von Wilhelm Deffauer.

Ein freundlicher Sonntagmorgen im Frühling, in der Vorkriegszeit; die Sonne scheint auf die sorglose Stadt Wien. Da geht man ins Künstlerhaus. Der „Clou“ soll ja wieder von Adams sein. Natürlich, seine tiefen Farben leuchten schon von weitem. Der Clou ist aber nicht, wie zu Makart's Zeiten, ein einziges, ungeheures Historienbild. Ein paar Bildnisse von Herren und Damen, dazu irgendein genteilhaft aufgefaßtes Gruppenporträt oder eine malerische Fischerzene aus Holland — all das im letzten Jahre geschaffen, bildet die Hauptattraktion der Ausstellung.

Blendwerk ist es, aber kein höllisches Blendwerk, vielmehr ein menschenfreundliches und lebenswürdiges. Es ist eine reizvoller, frisch und spielfreudig hingezauberte Illusion. Die Kunst des Malers bleibt an der Oberfläche, aber diese Oberfläche strahlt und gleißt, bejaht freudig und farbig das Leben, scheint jubelnd zu bekennen: „Das Leben ist doch schön!“

Warum nur alle die großen Delbilder unter Glas sind? Aber das gehört ja dazu, das unterstützt ja die Hezerei. Man braucht das Glas als Firnis; ist doch manches ganz frisch gemalt, soeben erst, kurz vor der Eröffnung der Ausstellung, entstanden; das darf ja noch gar nicht wirklich gefirnist werden, da hilft man sich eben mit dem Glas. Und das Glas distanziert; es erschwert ein wenig die pedantische Nach-

prüfung der Kollegen vom Fach, die mit kritischen Augen die Sprünge und Seiten sprünge eines übermütig hüpfenden Pinsels verfolgen wollen. Zwischen Glas und Leinwand spielt sich für jeden, der von weitem schon auf das Bild zuschreitet, eine berückende Feerie ab, für jeden Betrachter anders, denn, was sich zufällig gerade von draußen in der schimmernden Oberfläche spiegelt, das wirkt ja alles mit und formt mit Funkeln, Auftauchen und Verschwinden den ewig wechselnden Bildeindruck. Hinter dem Glas, wie der Fisch im Aquarium, die Dame der großen Welt, die sich in ihrer Umgebung von aquarellartig „angerippelter“, terpeninverdünnter Delfarbe so wohl zu fühlen scheint, wie der Fisch im Wasser, umgeben von Attributen, welche Reichtum, vornehme Lebensführung nicht etwa hervorheben, sondern nur eben mit diskreter Selbstverständlichkeit andeuten — wie denn überhaupt Meister Adams ein Meister im Andeuten, im beiläufigen Erwähnen ist. Ein Eckchen gerahmtes Bild an der Wand, ein Endchen Tapissérie, ein Fragment von Truhe, Lehnstuhl oder Wandappliken. Verschwoenderisch umhergestreut sind die modellierenden Lichter auf dem duitigen, welligen Haar; sie gleiten erklärend Nacken, Schultern, schlankke Arme entlang, sie richten vom bewundernden Enthusiasmus des Künstlers, sie spielen auf den durchsichtigen Schleierwellen einer geräfften Echarpe, auf den schweren Faltenzügen eines Kleides von kostbarer Einfachheit. Ja, so überzeugend begleitet das Kostüm die momentane, ganz und gar individuelle Bewegung der Trägerin, daß man zu sehen glaubt, wie diese Bewegung im Kleid noch nachzittert, im Kleid, das eben mit leisem Seidenrauschen zur Ruhe gekommen scheint. Die Leistung des Schneiders, des Coiffeurs ist verständnisvoll mit kalligraphierendem Pinsel gewürdigt; die Dame erscheint, um mit

dem Baron Ochs auf Verchenau zu reden, „gesund! gewaschen! allerliebste!“ Ja, auch gewaschen. Denn — so selbstverständlich das auch für eine Dame ist, für das Delporträt einer Dame ist es keineswegs selbstverständlich. Auch den Herrn der Gesellschaft bringt Adams unverehrt, flott sportmäßig oder bereit, in Gesellschaft zu gehen, mit einem erstklassig rasierten Antlitz über einer Stärkwäsche von untadeliger Frische.

Nun, da ein hartes und trauriges Vierteljahrhundert zwischen dem Heute und dem schlarraffenjüßen Damals liegt, befragen wir uns auf die Ursachen dieses blendenden Publikumerfolges. Nichts anderes wollten Adams' Bildnisse geben, als die beherrschte Ungezwungenheit, das scheinbare „Eichgehenlassen“ einer mondänen Gesellschaft und ihre äußere Schönheit voll Farbe und Licht. Erschütternde Offenbarung der Seelen — liebt man etwa dergleichen im Salon? Dort beherrscht man sich doch, läßt sich nichts anmerken. Und Adams, der malende Weltmann, gehörte wirklich zu seinen Modellen; über eine Damenhand, die er malte, hat er sich gelegentlich auch wieder gesellschaftlich küßend geneigt. Ein mittelgroßer, beweglicher Mann mit einem dunklen, gestuhten Schnurrbart, mit dem Seitenblick eines Ewig-Umwordenen, eines Ewig-Scharmanten, in seiner Liebesheldigkeit wirkungssicher, sieghaft und bewußt. Er war als Fechter, als Golfspieler bekannt und geachtet, er zeigte mit Stolz die Silberpokale, die er mit seiner Segeljacht bei Regatten gewonnen. Er hielt es für seine Pflicht, immer jung auszusehen, immer gut gelaunt, frisch und fesch; er wirkte wie ein vielumschwärmter Bühnenkünstler, er, der Sohn des Tenors Charles Kuny Adams, der, in Boston geboren, neun Jahre an der Wiener Hofoper gewirkt hat. Der Sohn dieses Vohengrin, Tannhärtler und Propheten kam, fünfjährig, von seiner Geburtsstadt Wien nach den Vereinigten Staaten, machte amerikanische Schulen durch und kehrte ungefähr zu der Zeit, da Makart starb, in die Heimat zurück. Die Mutter unterstützte seinen Wunsch, Maler zu werden, und der Malerschulnhaber Scheffer verwunderte sich gar sehr über die Fortschritte seines jugendlichen Schülers. Trotzdem war Adams keineswegs ein Schulgenie, an der Wiener Akademie bekam er zwar einen Preis im Kopfszeichnen, aber weder Julius Schmid noch l'Allemand, weder Marr noch Herterich dürften seine glänzende Laufbahn vorhergesehen haben, denn er arbeitete brav, aber ziemlich unsrei. Dann kam die Pariser Akademie Julian, dann begann in London der Einfluß Whistlers zu dominieren. Adams durfte zuweilen Sonntags dabei sein, wenn sein Meister Beleuchtungsstudien machte. Als Sechszwanzigjähriger hat er dann mit einem Bildnis der Odilon im Wiener Künstlerhaus debütiert. Mehr und mehr befreite sich nun seine stürmische Vitalität; erzählen doch Künstlerkollegen, die ihn bei der Arbeit beobachteten konnten, wie Karl Theodor (v.) Blaas, daß er ganz und gar auf die Fernwirkung hin malte, hin und her laufend, ja springend in der Erregung des Schaffens. Da mußte freilich etwas anderes entstehen, als in der Werkstatt des greisen Meisters Angeli, der die Menschen mit dem Holzzirkel maß und mit einer höchst sorgfältigen grauen Untermalung begann. Rasch von Entschluß, nie um ein Auskunftsmittel verlegen, malte Adams, als man im Künstlerhaus befürchtete, das Publikum werde an

der blutroten Wunde der Patientin auf seinem Operationsbilde Anstoß nehmen, sogleich auf die Rückseite der Glasplatte einen verhüllenden Leinwandzipfel hin. Auch als Mensch mußte er den Moment zu packen: Als ihn Kaiser Franz Josef bei einer Eröffnungsfeier des Künstlerhauses ins Gespräch zog, fesselte er die Aufmerksamkeit des Monarchen so sehr, daß die Unterhaltung lange währte. Dann, um Äußerungen des Kaisers befragt, mußte er keine zu berichten: „Ich hab' fort g'rebt...“

Niemals hat Adams, der Improvisator, sich besser bewährt als in jener halben Stunde der Kriegszeit, da er auf ein Brett aus einem zerschossenen Haus ein Stück vom Leben im Unterstand malte; er selbst steckte nicht im Mittel sondern im Belz und strich in 2600 Meter Höhe einen Revolver, eine Revolverbüchse hin, eine Perze im Champagnerglas und durchs Fenster dahinter den Blick auf das Bordojoch. Eine pfliffige Munterkeit machte ihn zum raschen, sicheren Beobachter. Das Beste an seinen Malereien ist und bleibt, wie alles mit einem Blick umfaßt ist, wie ungezwungen sich alles zum Totaleindruck zusammenfügt.

Der Erfolg war ihm überall ein treuer Begleiter. Wien, München, Berlin, Barcelona haben ihn mit Medaillen geehrt; sein großes Holländertriptichon bewahrt die römische Galerie; die Reproduktionen nach seiner „Chaconne“ flatterten überallhin. Sein Bildniswerk gleicht einem Adelsalmanach. Der alte Kaiser, ein österreichischer Erzherzog und ein preussischer Prinz, Fürst Liechtenstein sind unter den Porträtierten, ebenso Angehörige der Häuser Fürstenberg, Dietrichstein, Kinsky, Colloredo, Schönborn, Karoly, Salm, Fries, Gautsch, Rothschild. Fräulein Hofteufel vor dem Spiegel, Frau Marischka und seine Schwägerin, die ihm für ein wirkames Profilporträt auf einem vergoldeten Sessel posiert hat; Damen und Herren der Kölner, der Schweizer Gesellschaft; Mrs. Henry S. Morgan, Mrs. Jenny Gruber hat er gemalt; auch Mrs. de Portas, deren anmutig aufrechter, schlanker Erscheinung im weintoten Stilkleid die Wiener mit dem Volkspreise huldigten und Dr. Spaulding jun., dessen College-boy-Figur mit dem Cachenez um den Hals Adams ganz prächtig wiedergab. Hier scheint es fast, als habe einer, der ihn noch an Können und Virtuosität übertraf, als habe Sargent ihm die Hand geführt.

Es war ein trüber Schluß, der dieses lebensbejahende Leben geendet hat. Adams, der Familienvater, der zweimal verheiratet war, mußte ein zerschmetterndes Unglück erdulden. Eine seiner Töchter wurde das Opfer eines entsetzlichen Unfalles und die andere, schwerverletzte, schwebte in Gefahr. Dann aber ergriff ihn selbst ein tödliches Uebel. Noch einmal arbeitsfreudig, war er nach Amerika gegangen, als Leidender kehrte er zurück. Magengeschwür, operativer Eingriff, künstliche Ernährung — die traurigen Worte passen schlecht in die heitere Adams-Biographie. Er hatte zuletzt ganz nach der Neuen Welt übersiedeln wollen, wäre aber immer wieder in die alte österreichische zurückgekehrt. Schon vom Tod gezeichnet, sagte er noch: „Wenn ich d'rausgehen soll, dann soll's in Wien sein.“

Die Wiener werden noch lange und mit einem freundlichen und freudigen Lächeln sein gedenken.